

JEAN-LUC MARION · PARIS – CHICAGO

DIE UNIVERSALITÄT DER UNIVERSITÄT¹

Man muss nicht an einer Universität studieren oder einem jungen Menschen den Rat geben, dies zu tun, natürlich nicht. Warum stattdessen nicht eine *grande école* (oder eine vermeintlich solche), eine Berufsfachschule oder eine Ausbildung im dualen System bevorzugen? Oder vielmehr, warum nach dem Abschluss einer weiterführenden Schule überhaupt einen anderen (Aus)Bildungsweg wählen als einen solchen, der direkt in den Arbeitsprozess führt, an Ort und Stelle, «direkt in die Produktion», wie es noch in den Nachkriegsjahren hieß? Diese Fragen stellten sich übrigens gar nicht, wenn wir nicht ganz selbstverständlich und natürlicherweise solche Institutionen mit der Universität verglichen; aber diese Neigung, Vergleiche anzustellen, resultiert aus der Tatsache, dass wir keine klare Vorstellung mehr davon haben, was die Universität in ihrem eigentlichen Wesen ausmacht. Und übrigens sprechen wir auch häufiger vom Hochschulwesen als von der Universität, die darin, als eine besondere Lehr- und Unterrichtsform, tatsächlich nur noch einen Aspekt ausmacht: Die *grandes écoles*, die häufig staatlich sind und selbstverständlich den Anspruch erheben, höherstehend zu sein, der Zusammenschluss von Instituten mit dem Ziel, den großen amerikanischen Institutionen Paroli zu bieten usw. – das alles deckt heute das Wort Universität ab, und überdeckt und verschleiert es damit zugleich. Für diese Verwirrung haben wir eine Ausrede. Sie ist tatsächlich das Ergebnis einer langen Entwicklung, die mit der Französischen Revolution einsetzte und darin bestand, die Universitäten durch Fachschulen zu ersetzen, und die dann zu einer Umwandlung der Universität selbst in eine Fachschule führte. Dieses französische Beispiel hat, wenn man so sagen darf, in der ganzen Welt Schule gemacht. Aber die Professionalisierung setzt natürlich die Spezialisierung voraus, die dazu führt, dass auf die Universalität verzichtet wird – zumindest wenn diese als die Wissenschaft *de omne re scibili* verstanden wird. Sollten wir also nun auf die Idee der Universität selbst verzichten, da wir ja nun auf das Streben nach Universalität verzichten sollen?

JEAN-LUC MARION, geb. 1946, ist emeritierter Professor der Paris-Sorbonne und Professor an der Universität von Chicago. Er ist Mitbegründer der Internationalen Katholischen Zeitschrift Communio.

Und wenn wir darauf verzichten und uns mit einem spezialisierten Hochschulwesen begnügen müssen, was bleibt dann von dem wahrhaft Höheren in diesem Bildungswesen noch übrig?

Aber die Unterscheidung zwischen der Universalität der Universität und der Spezialisierung der Fachschule könnte auch einfach über die Schwierigkeit hinwegtäuschen, die nicht nur, und vielleicht auch nicht zuerst, darin besteht, ihren Gegensatz deutlich zu machen. Die Spezialisierung zu kritisieren könnte im Übrigen auch nur allzu leicht und oberflächlich sein, und wir werden uns zurückhalten, vorerst zumindest, uns über denjenigen lustig zu machen, den man im Deutschen einen *Fachidioten* nennt. Denn auf einem Spezialgebiet etwas zu lernen, wäre schon viel. Vor allem, wenn man sich bewusst macht, dass das Spezialgebiet (*species, eidos*), ohne es immer zu wissen, die von Aristoteles gegebene Definition der Wissenschaft wieder aufgreift, für den es eine Wissenschaft nur vom *genos* gibt, nur im Bereich der Seienden, die von gemeinsamen Wesensmerkmalen, einer bestimmten Seinsart abhängig sind. Dies ist es, was für lange Zeit den Bereich einer jeden Disziplin definiert hat. Die auf die jeweilige Disziplin bezogene Interpretation des Wissens geht in direkter Linie auf Aristoteles zurück und reicht bis hinein in unsere heutigen Bildungseinrichtungen. Nun aber besitzt ein Schüler nach dem Abschluss einer weiterführenden Schule noch kein Wissen über das *genos*; er hat höchstens einiges an vor-gefertigtem Wissen angesammelt, das bereits soweit vereinfacht wurde, dass es für eine rasche Aneignung tauglich ist; es ist folglich ein indirektes Wissen. Dieser Schüler beherrscht also nur einige geistige Operationen, die er aber noch nicht wirklich in ihren Grundlagen versteht, bzw. die er nur in ihren Implikationen versteht. Er muss also erst noch verstehen, was er weiß, erst noch begreifen, warum das, was er weiß, wahr ist. Dies bedeutet also, dass er das Wenige, was er weiß, zumindest noch auf eine grundlegende Weise wissen muss. Wenn nun dabei der Studierende von den Kenntnissen bestimmter Resultate einer Wissenschaft, die er sich teilweise und in groben Zügen erworben hat, zum Verständnis der Prinzipien gelangt, die ihnen zugrunde liegen, dann wird er eine erste und entscheidende Erfahrung machen, nämlich diejenige, etwas über den Unterschied zu lernen zwischen Wissen und Nicht-Wissen, zwischen dem, etwas wirklich zu wissen, und dem, etwas nur oberflächlich zu wissen. Er wird etwas, zumindest in einzelnen Fällen, über den Vollzug des Wissens selbst erfahren; er wird etwas von der Freude und dem Vergnügen daran empfinden, wirklich zu wissen, was er weiß, so begrenzt dieses Wissen auch sein mag. «Kunst und Handwerk» üben folglich eine Art Vergeltung an den Wissenschaften, denn man kann letztlich den Eindruck haben, der auch nicht zwingend falsch ist, beides voll und

ganz zu beherrschen, oder sich dieses zumindest zu erhoffen. Den Wein selbst anzubauen ist besser als Önologie zu studieren, die eine etwas unklar definierte Disziplin innerhalb der Chemie darstellt. Mit Holz zu arbeiten, als Kunstschreiner tätig zu sein, eine Wand zu mauern, ein Getriebe anzufertigen, ein komplexes elektrisches Leitungsnetz zu verlegen usw., all das bringt uns in eine direkte Erfahrung mit den Dingen selbst, lässt uns ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten respektieren und unser eigenes Talent erkennen. Ein Handwerk zum Beruf machen erlaubt es nicht nur, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und die Mittel dafür aufzubringen, in einer gewissen Unabhängigkeit zu leben (die freilich immer auch eine relative und vorläufige ist), sondern bedeutet vor allem auch, ein Handwerk oder eine Kunst zu beherrschen, über ein Können zu verfügen. Man mag dabei zwar, kurz gesagt, kein Experte einer Wissenschaft sein, aber man beherrscht doch zumindest eine bestimmte Art von Problemen, weiß, wovon man spricht, wie man zu den gewünschten Ergebnissen kommt, wie man ein bestimmtes Können anwendet – also wie man zu einem Experten auf seinem Gebiet wird. Wenn die Professionalisierung und Spezialisierung es auf diese Weise also ermöglichen, sich in einer bestimmten Art von Wirklichkeit tatsächlich auszukennen, dann würden sie bereits zu weit mehr verhelfen als nur zu einer bloßen beruflichen Qualifikation: Sie würden den Zugang zur Erfahrung des Wahren in seinem Vollzug eröffnen.

So verstanden, findet also eine Aufteilung der Spezialisierung oder Professionalisierung in zwei Ebenen statt. Im besten Fall führen sie zu zwei klaren Ergebnissen. In erster Linie, so haben wir gesagt, bringen sie das Notwendige für einen Beruf bei. Dann erziehen sie aber auch zur Autonomie im Wissensvollzug, was zugleich auch die wahrhafte Grundlage für eine (relative) berufliche, gesellschaftliche und persönliche Autonomie darstellt. Der beherrschte Wissensfundus kann uns zugute gehalten werden, weil er als solcher zählt – und er erlaubt demjenigen, der über ihn verfügt, dass er sich auf sich selbst verlassen kann. Folglich ist man nicht nur in der Lage, sich auf sich selbst zu verlassen, also eine wirtschaftliche Rolle zu spielen, weil man einer Beschäftigung nachgeht, die auf der gesellschaftlichen Bühne Anerkennung findet, sondern man ist vor allem auch imstande, den Unterschied zwischen Wissen und Nicht-Wissen zu kennen. Daraus resultiert dann die zugleich moralische und bereits politische Entdeckung, dass die Autorität sich allein vom Grunde aller aufgehäuften Erkenntnisse, aller Kompetenzen in einem überprüfbareren Bereich, kurz gesagt, vom Grunde der Geltung der Sache selbst her, ob gemacht oder gar gut gemacht, begründen, rechtfertigen und akzeptieren lässt. Hier tritt die Differenz oder zumindest die Differenzierung zwischen wahrem und falschem Wissen zutage, das heißt –

und dies führt zu einer weiteren politischen Konsequenz – der Unterschied zwischen Wissenschaft und Ideologie. Falsches Wissen zu erkennen vermögen und die Ideologie (und selbst jene der Finanzialisierung der Wirtschaft) zu verurteilen, stellt in der Tat eine der Grundlagen des demokratischen Lebens dar.

Aber mit diesem Ergebnis geht auch eine Gefahr einher. Denn die Situation kann zu einer solchen werden, ja wird unter unseren Augen zu einer solchen, wie sie in einem berühmten Ausspruch eines Unternehmens beschrieben wurde, das seine Mitarbeiter nach bestimmten Kriterien einteilt: in solche, die alles über eine bestimmte Sache wissen (und wir selbst haben gerade eine Lobrede gehalten auf denjenigen, der einen Beruf hat und der weiß, was er in der Ausübung desselben weiß); in denjenigen, der nichts über nichts weiß und so tut, als wüsste er alles über alles: der Direktor; und schließlich in diejenigen, die ein paar wenige Dinge über alles wissen: die Sekretärinnen. Bleibt noch derjenige übrig, der wenig über einen Bereich weiß, den man nicht wirklich als ein *genos* definieren kann: der Spezialist in einem vorübergehenden Fachbereich, also derjenige, der die «Beratung» macht, die «Vorausplanung» und die «Organisation». Man wiederholt nur allzu Bekanntes, wenn man sagt, dass die Mehrzahl der Berufe, die man in zehn Jahren ausüben wird, heute noch gar nicht existieren. Und im Umkehrschluss kann man folglich hinzufügen: Die Mehrzahl derjenigen Berufe, die heute ausgeübt werden, werden in zehn Jahren nicht mehr existieren, ja sogar schon früher. Daraus muss man den Schluss ziehen, dass es quasi auch unmöglich wird, sich ein für alle Mal für ein bestimmtes Fachgebiet auszubilden, denn keines dieser Fachgebiete wird eine ganze Lebensspanne überdauern, nicht einmal die Ausbildungs- oder Lehrjahre. Die Lehrkräfte müssen sich künftig mit einem im besten Fall äußerst geringen Wissensvorsprung auf ihre Schüler begnügen. Die berufliche Fortbildung stellt sich folglich eher wie eine Drohung dar denn als eine Chance, und sie lastet auf den Lehrern noch mehr als auf den Schülern. Schlimmstenfalls wird also nur das gelehrt, was schon nicht mehr aktuell ist. Die Hierarchie der Bildungswege hängt also von den aktuellen Trends auf dem Arbeitsmarkt ab, also von der Werbung, die für bestimmte Berufe mit Zukunft gemacht wird. Es gibt eine Krise auf dem Arbeitsmarkt nicht nur, weil es nicht mehr genügend Stellen gibt, sondern weil sogar und vor allem die Berufe fehlen, die Bestand haben und im buchstäblichen Sinne auch lehrbar und ausübbar sind. Wenn man, wie man uns ständig wiederholt, in der Lage sein muss, im Laufe seines Berufslebens mehrere Male sein Tätigkeitsfeld zu wechseln, so muss man daraus schließen, dass es keine Berufe mehr gibt und dass das Leben eines Menschen sich nicht länger mehr mit seinem Beruf, ja sogar mit seiner Funktion als schöpferisches Wesen identifizieren lässt.

Daher läuft die sogenannte akademische Ausbildung und zumal die durch Spezialisierung geprägte berufliche Ausbildung letzten Endes auf eine Anhäufung von Informationen hinaus, alle nur zeitweilig gültig, aber dringend benötigt, und zwar einzig deshalb, weil ihre Verfallszeit sich immer mehr verkürzt. Die Aktualität bestätigt damit auch, dass sie sich ausschließlich durch die Aufmerksamkeit darauf definiert, was keine Dauer hat, also durch das Unwirkliche. Wenn Informationen als Angaben verstanden werden müssen, die im selben Augenblick, in dem sie zur Kenntnis genommen werden, bereits schon wieder hinfällig werden, dann hat ein Hochschulwesen, das sich auf die Verbreitung dieser aktuellen Informationen beschränkt, keinerlei Zukunft, weil sie nicht einmal eine wirkliche Gegenwart hat.

Es gilt daher ein anderes Modell für das Hochschulwesen in Betracht zu ziehen, das sich von einer entgegengesetzten Annahme leiten ließe: der einer universalen Wissenschaft. Bestimmte Einrichtungen, wie z. B. die *Liberal Arts Colleges* in den USA, verfolgen dieses Ziel. Es geht dabei darum, jemanden zu einem *gentleman* zu erziehen, also zu dem, was man in Frankreich vor einigen Jahrhunderten den «honnête homme» nannte. Erziehen, wohlgemerkt, und nicht nur ausbilden; nicht erziehen, indem man Wissen vermittelt (wovon das staatliche Schul- und Hochschulwesen in Frankreich, das nicht müde wird, den Wert der Ausbildung zu unterstreichen, immer noch ausgeht, da es ja letztlich dabei ist, sich vom eigentlichen Begriff des Wissens zu verabschieden und damit alles andere tut als erziehen), sondern erziehen und demjenigen, der sie bereits verstehen kann, auch Fachkenntnisse vermitteln, ohne dass er sich allerdings auf diese reduzieren ließe und vielleicht nicht einmal irgendwann einen Beruf ausüben wird. Hier stößt man auf den alten Gegensatz zwischen den Freien Künsten (*artes liberales*), die ihren Zweck in nichts anderem als in sich selbst haben, und den Unfreien Künsten (*artes serviles*), die einem anderen Zweck und einer anderen Freiheit dienen. Es handelt sich dabei nicht allein um die Unterscheidung zwischen der knechtischen und entfremdeten Arbeit, die demjenigen, der sie verrichtet, nur das nackte Überleben sichert, und der freien Arbeit, die um ihrer selbst willen getan wird. Es geht dabei auch um die Unterscheidung, die der hl. Augustinus mit den Begriffen *uti* und *frui* umrissen hat. *Uti* setzt voraus, dass man mit einer Sache in der Weise umgeht, dass ihr Zweck in etwas anderem liegt als in ihr selbst. *Frui* impliziert, dass diese Sache selbst und für sich selbst, also nicht im Hinblick auf einen äußeren Zweck, genossen werden soll, oder anders gesagt, es impliziert die Erfahrung eines Zwecks an sich, einer Erfüllung, und zwar in unbedingter Weise.

Für die Erziehung zur (und durch die) universale Wissenschaft gibt es eine klare ethische Rechtfertigung: einen Zweck zu erreichen, der letzten

Endes wieder auf den Menschen selbst, der die Arbeit tut, zurückfällt und nicht in einer äußeren Zweckbestimmung dieser Arbeit liegt. Indem Marx den Unterschied zwischen entfremdeter Arbeit und freier Tätigkeit herausstellte, entdeckte er wieder den hl. Augustinus. Man wäre also gut beraten, den Menschen zu seinem eigenen Wohlergehen zu erziehen, zum Guten selbst und zu nichts anderem – zu dem, was sowohl für ihn als Einzelnen als auch für die anderen gut ist, anstatt ihn nur mit Informationen zu versorgen, die weder ihn noch die Dinge der Welt, ja nicht einmal die Gegenstände der ihn umgebenden Scheinwelt betreffen. Nur so kann man darauf hoffen, der tiefen Verzagttheit desjenigen entgehen zu können, der alles kennt, außer sich selbst – der eines Faust, der alles gelernt hat, aber am Ende seines Lebens doch nichts über sich selbst und auch nichts über seine Bestimmung weiß. Der neuzeitliche Faust tritt dort in Erscheinung, wo der Arbeiter oder der Angestellte sein ganzes, durch entfremdete Arbeit verbrachtes Leben von «freier Zeit» geträumt hat und dann plötzlich im Ruhestand von Panik erfasst wird: Denn er begegnet darin nicht der lang ersehnten Freude an sich selbst, sondern dem Verlust der üblichen Ablenkung; er stößt darin auf das Fehlen von Begegnungen, auf die Evidenz, dass er keinerlei Evidenz über sich selbst besitzt – und im Übrigen nur sehr wenig über die Dinge, die nicht er selbst sind. Wo also lässt sich der Ort des Sich-selbst finden? Wie kann man glauben, es in etwas anderem – den anderen Dingen in der Welt, in all den Gegenständen, die wir produzieren, um die natürliche Welt zu verdecken – finden zu können als im Selbst selbst, von dem man, zudem, nicht einmal mehr eine Vorstellung hat? Das Lehren von Fakten dient nur dazu, die Unmöglichkeit, zum Selbst hinzuführen (anders gesagt, zu erziehen) zu verbergen.

Dieser moralischen Rechtfertigung einer Rückkehr zur Universalität lässt sich eine theoretische Rechtfertigung der universalen Wissenschaft an die Seite stellen. Lesen wir, was Descartes in der ersten seiner *Regeln zur Anleitung der Erkenntniskraft* dazu sagt: «Denn da alle Wissenschaften nichts anderes sind als die menschliche Weisheit, die immer eine und dieselbe bleibt, auf wieviele verschiedene Gegenstände sie auch angewendet sein mag, und von diesen keinen größeren Unterschied empfängt als das Sonnenlicht von der Vielfarbigkeit der von ihm beleuchteten Gegenstände, so ist es nicht nötig, die Erkenntniskraft durch irgendwelche Schranken einzuzengen. Denn die Erkenntnis einer Wahrheit entfernt uns nicht, wie die Ausübung einer Kunstfertigkeit, von der Entdeckung einer anderen, sondern hilft vielmehr dabei. Und wirklich kommt es mir sonderbar vor, daß die meisten Menschen die Kräfte der Pflanzen, die Bewegungen der Sterne, die Verwandlungen der Metalle und die Gegenstände ähnlicher Wissenschafts-

zweige sorgfältig durchforschen und dabei fast niemand über den gesunden Verstand oder diese universale Weisheit nachdenkt, wo doch alles andere nicht so sehr um seiner selbst willen Wertschätzung verdient als vielmehr deswegen, weil es hierzu etwas beiträgt.» Zwei Thesen lassen sich darin erkennen. Zuerst jene von der Einheit der Wissenschaft, die mehr durch ihre bewirkende Ursache (*sapientia humana*) eine wird, als dass sie sich durch die untersuchten Substrate (*subjecta, hypokeimena*) diversifiziert: Nicht nur, dass sich die Wissenschaft nicht auf verschiedene Seinsbereiche beschränkt, um sich in ebenso viele auszufalten, sondern sie schreitet überhaupt nur dadurch voran, dass sie von einem Seinsbereich in den anderen übergeht, indem sie die ontologischen Bestimmungen der Dinge durch eine einzige Methode relativiert, nämlich durch die *mathesis universalis*, die universale Wissenschaft, die mithilfe von Modellen und Parametern (*ordo et mensura*) verfährt. Dann die These vom Vorrang des Wissens um sich selbst, und zwar nur insofern, als dieses Selbst ein wissendes ist. Die *sapientia humana* wird folglich zur *universalis sapientia*, universal als Wissen und weil sie um sich selbst nur insofern weiß, als sie auch um anderes als um sich selbst weiß. «Nichts Nützlicheres aber gibt es hier zu untersuchen, als was die menschliche Erkenntnis sei und wieweit sie sich erstreckt» (Regel 8). Das *Ego*, das das Erkennen vollzieht, erkennt nicht notwendigerweise sich selbst, nicht, sofern es erkennt, und auch nicht, sofern es möglicherweise mehr oder etwas anderes wäre als ein reiner erkennender Geist – was ziemlich treffend auch unsere eigene Situation beschreibt.

Es ginge also darum, zu erziehen, indem man die universale Wissenschaft lehrt. Auf diese Weise würde die *universitas rerum* die Vereinigung aller Fakultäten rechtfertigen (die der Künste und die der drei höheren Fakultäten: Theologie, Recht und Medizin), um eine Einheit der Wissenschaften in der *universalis humana sapientia* zu erreichen. *Universitas*, dieser Begriff hat zuerst die Korporation der Gelehrten, die *universitas magistrorum et scholarium* bezeichnet, die Gemeinschaft der Lehrer und Studenten, um dann sehr schnell zu einem Begriff für das Werkzeug der Universalität zu werden, der Universalität in verschiedenen Geistern der einzigen *sapientia humana universalis*. Schmälern wir also nicht voreilig diesen großen Ehrgeiz, indem wir unterstellen, dass damit nichts weniger bezweckt worden sei, als ein vollkommenes System der Wissenschaften aufzubauen (wie etwa in der *Enzyklopädie* oder bei Condorcet), oder gar auf ein absolutes Wissen zu zielen für ein Bewusstsein, das selbst ein absolutes sei (Hegel), oder sogar eine in sich geschlossene Lehre vorzulegen über die Vereinheitlichung der Wissenschaften (im Neopositivismus von Carnap). Denn es könnte sich dabei vielmehr darum handeln (und dies war das Ziel von Descartes), den Vorrang

des Erkennens in seinem Vollzug – der ein einziger und in sich einheitlicher ist – über die Vielfalt der Erkenntnisse zu denken, und sei es auch nur in einem bescheidenen Sinne. Anders gesagt, könnte es dabei um den Ehrgeiz gehen, im und durch das Unterrichten von Inhalten und Fertigkeiten die jungen Geister selbst zu erziehen, insofern sie als Erkennende erkennen und sich erfahren, auch wenn sie sich eben noch nicht selbst erkennen. Es geht also darum, zuerst lernen zu lehren. Lernen natürlich das, was sich lernen lässt, die Wissenschaften, wie sie sich bereits herausgebildet haben, und die einzigartige menschliche Weisheit, die sie hervorbringt; aber und vor allem auch das zu lernen, was sich nicht lernen lässt und was nicht als ein Gegenstand der Wissenschaft gewusst werden kann – nämlich das Sein desjenigen, der lernt und der weiß, also das Wissen um die unübersteigbaren Grenzen seiner Endlichkeit und letztlich das Wissen um das unbegreiflich Unendliche –, das, was manche die Achtung vor und die Liebe zu Gott nennen. Erziehen bedeutet im Grunde genommen, das zu lehren, was sich lernen lässt, aber vor allem auch demjenigen, der lernt, seine Macht und seine Endlichkeit zu lehren – ihm den Geist zu öffnen für seinen eigenen *intellectus*.

Folglich lassen sich bestimmte Regeln dafür ausmachen, wie man durch das Lehren dessen, was man nicht selbst ist (die Wissenschaften innerhalb der *mathesis universalis*), zu einer solchen Bildung des eigenen Selbst (*ego cogitans*) gelangen kann. Und das sind auch die Regeln der Universität. Zuerst das, was man nicht weiß, zu lernen lernen: Nicht den Anspruch erheben, alles zu wissen, sondern auch das zu wissen, was wir nicht wissen und niemals wissen werden, und wissen, warum wir es niemals wissen werden. Man muss sich dazu erziehen, auch mit der Unwissenheit umgehen zu können. Studenten, wenn ihr in die Universität eintretet, werdet ihr vieles lernen, aber von all dem ist nichts so entscheidend wie die unendliche Fülle dessen, was ihr niemals wissen werdet und was eure Lehrer auf jeden Fall auch nicht wissen. Von dieser Unwissenheit eine Erfahrung zu machen, habt ihr nur für eine gewisse Zeit die Muße, und paradoxerweise ist dies die Zeit eures Studiums. Ihr werdet entdecken, dass die Bücher, die wir nicht lesen werden, genauso wichtig sind wie diejenigen, die wir gelesen haben werden, vorausgesetzt wir wissen um ihre Titel, wir errahnen ihre Bedeutung, wir spüren, dass sie auf unsichtbare Weise um uns herum gegenwärtig sind. Die Bibliothek umfasst vor allem Bücher, von denen wir bis zu dem Zeitpunkt, wo wir in ihnen blättern, ohne allerdings die Zeit oder den Mut zu haben, sie zu lesen, nicht einmal wussten, dass sie existieren, aber von da an wissen wir, dass sie künftig mit uns sein werden. Ist die Zeit eures Studiums an der Universität vorbei, werdet ihr also wissen oder zumindest solltet ihr wissen oder so tun, als wüsstet ihr; man wird euch mit Gewalt in Subjekte/

Untertanen (frz. *sujets*) verwandeln, von denen vorausgesetzt wird, dass sie wissen, und ihr werdet nicht mehr die Freiheit haben zu lernen, und auch nicht jene zu wissen, was ihr niemals wissen werdet. Dann werdet ihr an der Universität auch die Erfahrung der Wahrheit machen, die zuweilen erreicht, oft aber verfehlt wird. Nirgendwo anders als an der Universität kann man sie tatsächlich erfahren, denn überall sonst hat man dafür weder die Zeit noch den Mut und vor allem auch nicht die Erlaubnis. Anderswo, in einem Unternehmen oder in der Verwaltung, informiert man sich, bastelt an etwas herum, vertuscht, ist man in Eile, mit etwas beschäftigt oder vertreibt etwas. Allein an der Universität kann man ermessen, was man weiß und was man nicht weiß, denn hier genießt man die Freiheit, außerhalb der gängigen Vorstellungen, außerhalb des Stroms dessen, was man (oft ironisch) «Leben» nennt, außerhalb der Aktualität (und noch einmal, ich nenne Aktualität das, was schon morgen nicht mehr von Interesse ist) zu denken. Und tatsächlich eröffnet die Universität den Zugang zu dem merkwürdigen Land, in dem man nicht lügt, wie der Deutschlehrer des späteren Kardinal Lustiger zu seinen Schülern aus der fünften Klasse sagte: «Meine Herren, hier wird nicht gelogen.» Das Plagiat und die Mogelei werden an der Universität als Sünden betrachtet, für die es kein Pardon gibt, weil derjenige, der sie begeht, damit eigentlich nur zeigt, dass er sich das Anliegen der Universität nie zu eigen gemacht hat. Man muss ihn nicht einmal von ihr ausschließen, da er ja nie wirklich in sie eingetreten ist oder ihr zugehört hat. Was übrigens für die Professoren genauso wie für die Studenten gilt. Denn der einzige Unterschied zwischen dem Professor und den Studenten, sagte Heidegger, bestehe nur darin, dass der Professor sehr viel mehr arbeite als seine Studenten. Und ferner herrscht in der Universität eine Ethik der Evidenz, denn die Evidenz, die letztlich nur auf einer Entscheidung beruht – wann kann und muss ich aus Gründen, die selbst wieder evident sein müssen, den Hauch eines Scheins zurückweisen? –, ist vielleicht gar keine Evidenz? Und wann muss ich im Gegenteil auf den Zweifel verzichten und der Evidenz nachgeben? Diese Entscheidung erlaubt es allein, ein Wissen moralisch zu billigen oder, indem man das zurückweist, was alle für unbestritten halten, den Horizont einer neuen Frage zu eröffnen, ja sogar einer neuen Hypothese und folglich die Möglichkeit einer neuen Theorie aufzutun, die noch überzeugender ist. Es gibt eine Entscheidung für die Wahrheit, ja sogar eine Entscheidung, die die Wahrheit tut, aber auch eine Entscheidung, die die Wahrheit hasst und sie ablehnt. Wer entscheidet darüber? Nicht die Evidenz, denn sie ist von ihr abhängig. Also eine andere Instanz, die Liebe zur Wahrheit (oder der Hass auf sie). Die höchste christliche Tugend, so hat einmal Pascal gesagt, ist die Liebe zur Wahrheit. Und schließlich muss man begreifen, dass jedes

Wissen seine Grenzen hat und dass keine Wissenschaft sich einfachhin die Rolle der anderen aneignen darf (weder die Physik, noch die Chemie, noch die Ökonomie, noch irgendeine Geisteswissenschaft kann den Anspruch auf die Rolle oder den Rang einer letzten Wissenschaft, d. h. einer ersten Philosophie, erheben). Und übrigens bringen die Anmaßungen in den Wissenschaften, die zunächst zu Idolatrien des Wissens, dann zu Ideologien (die höchste Form des Imperialismus auf dem Gebiet des Wissens) führen, die schlimmsten Anthropomorphismen hervor, z. B. wenn man denkt, Gott sei ständig dabei, Geometrie zu betreiben, oder dass der Zufall die Welt durch einen universellen Kalkül hervorbringt. Das Bewusstsein ihrer Bedingungen der Möglichkeit ist das, was zugleich eine Wissenschaft und ihre Grenzen definiert. Dies also sind einige ethische Regeln, die es einer Universität erlauben, ihren Namen zu Recht zu tragen und ihr eigenes Wesen zu achten.

Aber es kommt noch etwas hinzu. Denn der Mensch (der Student wie der Professor) reduziert sich nicht nur auf seinen *intellectus*, so wie er auch nicht nur vom Brot allein lebt, das er isst. Wir lernen, aber warum lernen wir? Bestenfalls um der Liebe zur Weisheit willen: «Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen», sagt Aristoteles. Gewiss, aber woher kommt dieses Verlangen? Die Tiere streben nicht nach Wissen und auch nicht danach, immer mehr und immer besser zu wissen. Sie streben nicht danach, mehr und besser zu wissen, weil sie um das wissen, wonach sie streben, ohne nach dem Wissen um seiner selbst willen zu streben. Das Tier erkennt innerhalb der Grenzen seines Verlangens und hat ein Verlangen innerhalb der Grenzen dessen, was es erkennt, wohingegen der Mensch nach Maßgabe seines grenzenlosen Verlangens erkennt und folglich danach strebt, was er nicht kennt. Dem Menschen kommt das Privileg zu, Fragen zu stellen, auf die es nicht unmittelbar eine Antwort gibt. Und gleich zuerst diese erste Frage: Wer kann die Weisheit benennen, wer kann sie bestimmen, um sie anzustreben? Wer wagt es überhaupt, nach ihr zu streben? Niemand oder fast niemand in unseren Gesellschaften würde noch darauf in aller Öffentlichkeit einen Anspruch erheben. Von daher auch diese zweite Frage: Man muss sie folglich, um nach ihr zu streben, bereits lieben, noch bevor man sie kennt. Aber wer strebt ernsthaft nach der Weisheit? Das Streben nach Wissen setzt bereits die Liebe zu der noch unbekanntem Wahrheit voraus. Aber lieben wir wirklich die Wahrheit? Der hl. Augustinus hat besser als jeder andere die Schwierigkeit einer solchen Liebe zur unbekanntem Weisheit beschrieben: «Warum aber «erzeugt Wahrheit Haß», warum ist zum Menschenfeind geworden der Mensch, den du gesandt, der die Wahrheit verkündete (Joh 8, 40; Gal 4, 16), da man doch das glückliche Leben liebt, das nichts anderes ist als Freude an der Wahrheit? Das ist der Grund: Man liebt die Wahrheit wohl, aber so, daß

wer etwas anderes liebt als sie, nun auch will, daß eben das die Wahrheit sei, und, weil er sich nicht täuschen lassen will, nun auch nicht zugeben will, daß er auf falschem Wege ist. So haßt man die Wahrheit um eines andern willen, das man an ihrer Statt liebt. Man liebt sie, wenn sie leuchtend lockt, und haßt sie, wenn sie straft» (*Bekenntnisse*, X, 22,34). Die Weisheit impliziert die Liebe zur Weisheit, die ihrerseits wiederum von den Gesetzen der Liebe abhängig ist. Man erkennt nur insofern, als man das akzeptiert, was sich zu erkennen gibt. Denn es zu bestreiten, so wie man die Evidenz bestreiten kann, bleibt immer möglich.

Aus diesem Grund kann auch keine wahrhafte Universität auf die Theologie verzichten. Wenn es kein Wissen und also auch keine Lehre und keine Erziehung ohne Liebe zur Wahrheit gibt, dann gibt es folglich dies alles auch nicht ohne eine Wissenschaft der Liebe. Daher auch die entscheidende Rolle, die der Theologie zukommt, die in diesem Sinne zumindest als Königin der Wissenschaften zu gelten hat. Die Universalität der Universität verlangt danach, dass die Theologie in ihr ihre eigene Fakultät erhält. Und dies ist keineswegs in ihr Belieben gestellt. Newman hat dafür das entsprechende Argument geliefert: «Wenn es irgendwo eine Wissenschaft gibt, die wenigstens den Anspruch erheben kann, nicht übergangen, sondern gepflegt und entweder ausdrücklich angenommen oder ausdrücklich verworfen zu werden, dann ist das die Theologie. Wenn es eine Wissenschaft gibt, die man in einem Plan für den Universitätsunterricht nicht weglassen kann, ohne damit eine positive Leugnung ihrer Wahrheit auszusprechen, so ist es diese alte, diese weitverbreitete Philosophie» (*Die Idee der Universität*, III, 9). Die amerikanischen Universitäten erinnern uns daran: Unter welchem Begriff man sie auch fassen mag (*Divinity School, Department of Religion, Faculty of Religious Studies*, etc.), die Theologie bildet die Mitte jeder Universität. Und wenn man sie, wie an den staatlichen Universitäten in Frankreich, verbieten will, dann breitet sie sich «unter der Notwendigkeit der Wahrheit» (Aristoteles) und zuweilen in wildwuchernden und fehlgeleiteten Formen in anderen Fakultäten und Fachbereichen aus.

Aus dem Französischen übersetzt von Alwin Letzkus.

ANMERKUNGEN

¹ Die Universität Pazmany Pater von Budapest hat Jean-Luc Marion am 27. September 2011 die Ehrendoktorwürde verliehen. Bei diesem Anlass hat Jean-Luc Marion diese Rede gehalten, die wir hier mit seiner freundlichen Genehmigung abdrucken. Ihm sei dafür herzlich gedankt.